

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 34

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
20. August
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Abendfeier.

Von Fr. Hößmann.

Im letzten Leuchten glühn der Sirne Kanten.
Die Dämm'rung tastet schwankend durchs Gelände.
Ein segenschwerer Tag senkt seine Hände.
Die Nacht streut leise ihre Sternemantel.

Der Abendwind streicht seine milden Saiten,
Und eine Amsel spielt auf heller Höhe.
Vom Hügel klingt ein Glöcklein in die Weiten.
Der dunkle Wald rauscht leise im Gebete.

Noch eine Sense rauscht durchs Taugefunkel
Am Rahn beim Schlummersang der Wiesengrille.
Dann geht der Friede tröstend durch das Dunkel,
Und nur der Brunnen plaudert in die Stille.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 16

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen acht Jahre, achtmal dreihundertfünfundsechzig Tage, von denen jeder ausgefüllt war mit den Gedanken an dieses Werk.

Zwischen dem ersten Worte und dem Finis lagen schmerzliche Wehen, frohe Entbindungen, Blutleeren im Gehirne, Störungen der Assoziationszentren, verzagte Stunden und jauchzende Erfüllungen.

Und was lag nun vor ihm?

Die Umwälzung der Kunstbegriffe.

Hobbe stand wiederum auf und lüftete den Vorhang.
Aber der Mond war weggezogen.

Er hatte den historischen Moment nicht abgewartet, sondern war auf die Suche nach irgendeiner Banalität gegangen.

Mochte er!

Hobbe horchte hinaus. Die Nacht war feierlich still, in der dieses die Grundfesten des Alten erschütternde, die Welt demnächst mit Lärm erfüllende Werk vollendet worden war.

So berührte ihn die Ruhe beinahe seltsam.

Aber horch! Das klang wie Menschenstimmen. Von dem Bauernhause neben der Scheune schien der Klang herzukommen.

Wer mochte es sein, der in dieser weihevollen Stunde so nahe der geistigen Geburtsstätte weilte?

Hobbe beugte sich aus dem Fenster und lauschte.

Ein leiser Pfiff.

„Diese!“

„Was?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Schmeißma mei Schiläh oba! I hab's drommat lieg'n lass'n! ...“

„Da! Hest as?“

„Tawoi. Guat Nacht, Diese!“

„Guat Nacht, Flori! Kimmst morg'n wieda?“

„Ko leicht sei. Pfüad di!“

Hobbe trat zurück.

Er verstand den Dialekt zu wenig, um den ganzen, ungeheuerlichen Kontrast, in dem das Gespräch zu seiner Welt und zu diesem Erfüllungsmoment stand, würdigen zu können.

Er merkte nur, daß etwas Bedeutungsloses, etwas niedrig Irdisches gesprochen worden war.

Durch so etwas wollte er sich nicht in seiner Stimmung stören lassen. Er löschte langsam und feierlich die Lampe aus und ging ins Schlafgemach.

„Horstmar, ist es soweit?“

„Ja, Mathilde.“

Dann schließen auch diese Glückschen.

Zehntes Kapitel.

Herr von Blazek sah ein, daß er die Aufmerksamkeit der Berliner Damen etwas stärker auf sich lenken mußte. Das hübsche Fräulein schenkte ihm wenig Beachtung und überhörte in geradezu auffallender Weise seine ritterlichen Komplimente.

Auch die alte Urschl — so nannte der Oberleutnant in Selbstgesprächen Frau Karoline Schnaase — tat merkwürdig fremd; besonders in den letzten Tagen, seit sie dem unappetitlichen Federfußler eine sehr merkwürdige Beachtung schenkte.

Wie die Familie dazu gekommen war, diesen nägelbeißenden Dichterling an ihrem Tische Platz nehmen zu lassen, das war schon unbegreiflich.

Das war vermutlich der Berliner Schwarm für sogenannte Interessantheiten.

„Aber bitt' Sie, wenn der Mensch auch noch eine Interessantheit vorstellt, dann möchte man schon am guten Geschmack verzweifeln. Mit nadete Füß in abgelatschte Schuh hineinschliefen, das beruht am Ende nicht auf dichterischer Begabung, sondern auf dem Mangel an Strümpfen ... bloß dreckig sein is noch lange nicht genial ... Der Grüllparzer hat Soden angehabt, und der Herr von Gätthe auch. Sogar sehr elegante, wann er doch schon in Karlsbad in allerersten Kreisen verkehrte ...“

Wlazek hoffte, daß ein stärkerer Hinweis auf seine militärische Vergangenheit Wandel schaffen könne. Er beschloß, vor den Damen einmal hoch zu Ross zu erscheinen.

„Geftatten mir eine Anfrage, Herr Posthalter, Sie haben doch Pferde?“

„Fünfi“, erwiderte der Blenninger Michel.

„Alsdann möchte ich gebeten haben, daß mir eines zur Verfügung gestellt wird. Ich muß wieder einmal ein Pferd besteigen. In mir erwacht der alte Reitergeist. Wollen Sie mir einen Cavallo gegen angemessene Bezahlung leihen?“

„Was is? Reit'n möchten S'?“

„Aber ja! Natürlich will ich keine Parforcejagd reit'n; was ich möchte, is ein kurzer Spazierritt zur Wiederbelebung ...“

„Dös glaab i kaam, daß dös geht ...“

„Wiejo?“

„Von meine Ross is no koans g'ritt'n wor'n ... Dös haast, daß i's recht sag, an Handgaul, der wo in der Karriolpost geht, den hat da Hansgirgl amal beim Georgi-ritt g'habt.“

„No also!“

„Dös is aber aa scho vier Jahr her.“

„Für meine Zwecke wird der Gaul geniegen. Sie kennen beruhigt sein; ich werde ihn aufs eiferste schonen ...“

„I wer amal mit 'n Hansgirgl red'n.“

„Wann Sie nichts dagegen einwend'n, will ich selber mit dem Mann red'n. Hat er gedient?“

„Schwoli war a.“

„No schauen S' her! Da werden wir sehr schnell einig sein. Zwei alte Soldatten verstehen sich leicht.“

„Vielleicht, wenn S' a paar Markl ei'reib'n ...“

„Lassen Sie nur mich mad'n! Alsdann, Ihre Einwilligung hab' ich?“

„Vo mir aus“, sagte Blenninger.

Wlazek eilte über den Hof, um den Postillon aufzusuchen.

Der Stallbub sagte ihm, daß der Hansgirgl im Kutscherschübl sei.

Als der Herr Oberleutnant dort eintraf, schlug ihm ein anheimelnder Duft entgegen.

Leder, Schmieröl, Bier, Rettiche und qualmende Stinkadores halfen zusammen, um ihn an alte Zeiten und Wachtstuben zu erinnern.

Auf dem Kanapee lag Hansgirgl. Seine nackten Füße, die über den Rand hinausstanden, verdeckten ihn in der Perspektive.

Gegenüber saß Martl. Auf dem Tische stand ein Maßkrug, daneben ein Teller, auf dem ein eingebetteter Rettich lag und weinte.

Niemand sprang auf, als der Oberleutnant eintrat. Niemand stand in Habachtstellung. Insofern war der Unterschied von einer Wachtstube sehr merklich.

Martl wandte den Kopf halbseitig gegen den Besucher; Hansgirgl rührte sich überhaupt nicht.

„Särvus!“ rief Wlazek sehr herzlich. „Lassen S' Ihnen, bidde, ja nicht stören!“

Sie ließen sich nicht stören.

„Ich möchte mit dem verehrten Herrn Postillon was besprechen.“

An den zwei nackten Füßen krümmten sich die großen Zehen.

Das war ein Lebenszeichen und konnte die Erlaubnis zu weiteren Mitteilungen bedeuten.

Wlazek fuhr fort:

„Die Sache is nämlich folgende. Ich habe mich mit dem Herrn Posthalter darüber geeinigt, daß ich demnächst mit Ihrem Handgaul ausreiten werde. Es handelt sich also darum, daß Sie die nötigen Vorbereitungen treffen.“

Hinter den Füßen tauchte langsam ein Kopf empor, aus dem zwei unfreundliche Augen auf den Eindringling blickten.

„Han?“ fragte Hansgirgl.

„Ich habe mit dem Herrn Posthalter verabredet, daß ich nächstens Ihren Handgaul reiten werde ...“

„An Schimm? Mein Stuß!“

„Selbstredend werde ich den Gaul nicht strapazieren. Es handelt sich nur um einige wenige Spazierritte in die nächste Umgebung.“

Der Kopf verschwand wieder.

„Alsdann, Postillon, ich erwarte, daß Sattel und Baumzeug in Ordnung sind, wenn ich ausreiten will ...“

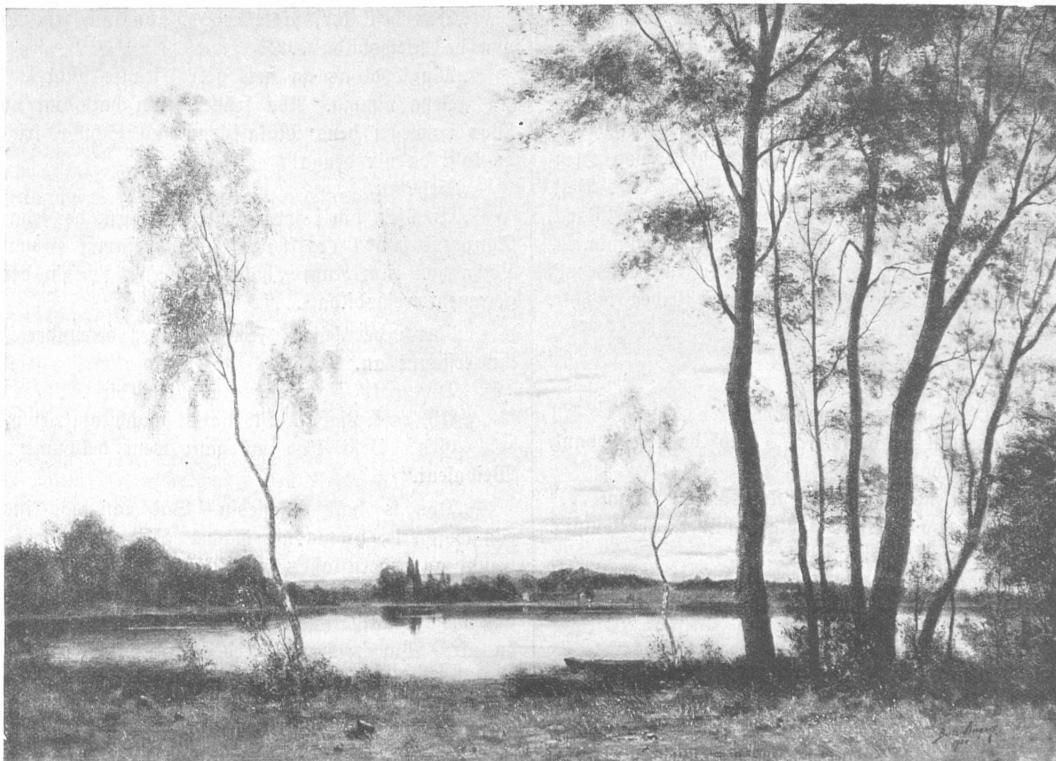
Hansgirgl gab keine Antwort, aber Martl, der seinen Freund kannte und zu ihm stand, wie es sich gehörte, sagte feindselig:

„Da wern S' net recht viel Glück hamm.“

„Was heißt Glück haben? Wann Ihnen Ihr Herr, der Posthalter, den dienstlichen Auftrag erteilt, dierste die Sache erledigt sein ...“

Herr von Wlazek war ärgerlich. Diese grob schlächtige Art des passiven Widerstandes empörte den alten Offizier, und er vergaß, daß er jovial und kameradschaftlich hatte sein wollen.

„Ich möchte mich nicht wiederholen. Ich übermittle Ihnen hiemit einfach den strittenen Befol Ihres Dienstherrn, mir zum Zwecke des Ausreitens den Gaul sowie alles Notwendige in Bereitschaft zu stellen. Ich werde Ihnen Tag und Stunde bekannt geben, beziehungsweise, Sie werden das von kompetenter Seite erfahren ...“



Balz Stäger: Abend am Kahnsee.

Die Zehen Hansgirgs verkrampften sich; wahrscheinlich deutete es den Eigensinn dieses verschlossenen und finsternen Charakters an.

Martl übersetzte die Gebärdensprache.

„Dös werd si scho aufweiß'n“, sagte er.

Und um anzudeuten, daß er die Audienz für aufgehoben erachte, nahm er einen starken Schluck aus dem Maßkrug und schnitt sich bedächtig einige Blätter von dem weinenden Rettich ab.

Wlazel schlug die Türe zornig hinter sich zu.

Er traf den Blenninger noch an seinem gewohnten Platze unterm Torbogen.

„Aber bidde, Herr Posthalter, was haben denn Sie für Leute? Was is denn das für eine Disziplin in Ihrem Hause? Ich erkläre Ihrem Postknecht, daß ich in Ihrem Auftrag', also gewissermaßen als Ihr Befohlsträger, den Wunsch eisere. Glauben Sie, er findet es der Mühe wert, mir eine Antwort zu geben? Nicht die Spur!“

Der Posthalter lächelte breit und gemütlich.

„Ja ... ja ... Der Hansgirg! Der hat seine Selt'n.“

Traurig genug, wann er sie haben darf! Ich möchte den obstinanten Burschen in meinem Zug gehabt haben, ich garantiere, daß er in acht Tagen aus der Hand gefressen hätte. Und dann dieser Azteke, der Martl!“

„War der aa dabei?“

„Aber ja! Siht daneben und verlautbart die Willensmeinung des Herrn Postknechtes!“

„Da glaab i 's freili, wenn der dabei war! Wissen S', wenn de zwoa beinand hod'n, red't ma si hart damit.“

„Gestatten mir die submisseste Bemerkung, daß ich das einfach nicht verstehe. Untergebene haben meines Erachtens keine Eigentümlichkeiten zu haben, viel weniger hervorzukehren, sonst schwindet eben jeder Begriff von Subordination ...“

„Lassen S' as no guat sei! I wer an Hansgirg scho rumkriag'n ...“

„Hoffentlich! Mir möchte das an Ihrer Stelle sehr wenig Schwierigkeiten bereiten ...“

„Was sagst d' jetzt da dazu?“ fragte Hansgirg, der sich gleich, nachdem Wlazel das Stübl verlassen hatte, aufrichtete und an den Tisch setzte.

„Was ko ma sag'n?“ antwortete Martl. „Dena Luada fallet alle Tag was anders ei.“

„An Stuz möcht' er reit'n, und bal er 'n krummb daher bracht, hätt' i's G'frett. Daß an Posthalta nix G'scheidters ei'fallt?“

„Dem? Dös is aa 'r a Neumodischer wor'n.“

„Is ma da Stuz nach Liameß drei Woch'a im Stall g'stand'n! Dös mußt do da Blenninga wiss'n ...“

„Neumodisch is er wor'n mit lauta Summafrischla. Was sagt a net gestern zu mir? Daß si dös Berliner G'sted beschwert hätt' bei eahm, i hätt' ihre gelb'n Schuah mit da schwarz'n Wichtsbürst'n aufg'arbeit. Hätt' s' halt schwarze, wia 's da Brauch is, dös Weibsbild, dös boanige!“

„Sei' tuat's was!“ brummte Hansgirg.

„Trinf' aus, na laß ma 'r ins no a Maß temma.“

Als er ans Fenster trat und dem Seppl pfiff, kam Fanny über den Hof.

„Is da Martl bei dir drin?“ fragte sie.

„Ja.“

„Sei Wasch hätt' i.“

„Geh' eina damit!“ rief Martl, und Fanny kam in die Stube.

„Drei Paar Södeln, an Unterhoß'n und zwoa Hemmada ...“ zählte sie auf und legte die Wäsche aufs Bett.

„Dank' da schö; da hast a Halbi Bier“, sagte Martl, und schob ihr ein paar Nidelsküde über den Tisch hin.

Er merkte aber, daß sie verweinte Augen hatte, und weil er sie als ein richtiges Frauenzimmer leiden möchte, erkundigte er sich gutmütig.

„Was hast d' denn?“

„I? — Nix.“

„Für was hast nacha g'woant?“

„Ah! Was fallt da denn ei? I hab' do net g'woant. Des waart 's as scho wert?“

„Mir? Wukt net, daß mir dir was to hamm ...“

„I sag' net vo dir. D' Mannsbilder überhaupt. Is oana so schlecht wie der ander ...“

„So? Hat 's was g'habt?“

„Was frag' denn i danach? I brauch' überhaupt koon ...“

Aber wie sie es sagte, rollten ihr ein paar Tränen die Bäden herunter, und sie hockte sich schluchzend auf den Bettrand.

„Was gibt's denn?“ fragte Hansgirgl vom Fenster herüber.

„Woah net“, antwortete Martl.

„Es san halt so Weibsbildag'schicht'n.“

„Ja ... Weibsbildag'schicht'n ...“ schluchzte Fanny.

„Wann ma so an Mensch'n glaabit und a ganz Jahr mit eahm geht, und all's is eahm recht, und er gibt oan de schönst'n Wort, und auf oamal vergißt er all's, weil de breiße Bohnastang', de miserablige, mit eahm speanzelt ... da ko ma was sag'n von an Charakta ...“

„Ja ... ja ... so gehl's auf da Welt“, sagte Martl, dem kein anderer Trost einfiel.

Hansgirgl schaute zum Fenster hinaus nach dem Seppl. Solche Sachen waren ihm zuwider.

Da sprang Fanny vom Bett auf und wischte sich die Tränen ab.

„Bo mir aus lafft er dera Hengeig'n nach. I lach' ja dazu! Aba wenn 's furt is, und er moant, er kann wieda schö toa mit mir, na sag' i 's eahm, was er is ... So a gemeina Mensch! Ueberhaupts a Mannsbild is was gräuslich's!“

Damit lief sie hinaus und ließ ihr Trinkgeld liegen.

Martl nahm es und legte es bedächtig in seinen Zugbeutel zurück.

Hansgirgl stellte die frische Maß auf den Tisch und setzte sich.

„Was is denn mit dera?“ fragte er.

„De Berlinerin hat ihr ahran Schatz ausg'spannt.“

„Auweh! Da wern 's belzi, d' Weibaleut.“

„Da Schlosser Xaverl is, da G'sell vom Hallberger. Der hat 's jetzt mit dera Breißeichen ...“

„Mit dera langg'stadelt'n?“

„Ja ... mit de gelb'n Schuah ...“

Hansgirgl schaute tieffinnig in den Maßkrug und trank.

„Dös best' is“, sagte er ... „bal ma sein Ruah hat von de Weibsbilda ...“

„Magst d' as aa net, gel?“ fragte Martl.

„Jeza nimma. Aba fröherszeit'n hat's mi umtrieb'n. Was i z'weg'n dena Malafizkramp'na Schläg' triagt hab', da ko'st da nix denga!“

„Geh?“

„An öft'n bin i hoang'schleift wor'n, bei jeda zwoat'n Tanzmusi hon i g'räfft, 's G'wand hamm 's ma z'riss'n, Löcha hon i im Kopf g'habt, und all's z'weg'n dena Sag-geramentsweibsbilda ...“

Martl, der seinen Freund immer bewunderte, schaute ihn erstaunt an.

„Dös hätt' i gar net glaabit vo dir ...“

„Ah, mei Lioba! Mi hat's schiach umtrieb'n.“

„Geh? Jezt i ho mi ganz weni bekümmert um d' Weibaleut.“

„Dös is halt vaschied'n. Bal oan dös ins Bluat ei'g'schöff'n is, ko ma nix macha. Öft oan röhrl's gar net o, und an andern laßt's koa Ruah. Da mußt ans Kamma-fensta, ob 's d' magst oda net, und bal 's d' aa woahst, daß dir oa aufpass'n, und daß d' Schläg' triagst, es helfst da nix. Wia 's Nacht werd, lafft do wieda zuawi ...“

„Da hon i nia nix g'spürt“, sagte Martl. „Plagt hon i mi übähaupts net um a Weibsbild. Waar ma scho g'nua g'wen!“

„Sei froh! Dös sell is a hart's Leb'n. Dei Arwat beim Tag mußt do macha, sißt valierst dein Platz, und bei da Nacht umanand gamb's'n, da kimmt oana oba ...“

Hansgirgl sagte es ernst; ganz so, als wenn er von einer schweren Krankheit erzählte.

Und Martl schob ihm mitsühlend den Maßkrug hin, damit er sich nachträglich stärken sollte.

„Hat's di lang g'habt?“ fragte er.

„Bis in die Dreißgi eini. Nacha hat si de Hit' g'legt.“

„Aba jezt g'spürst d' nix mehr?“

„Na, mei Lioba! Jeza is zuadraht. Jeza schaug i 's gar nimma o, de Malafizkrampna, de vadächtig'n ...“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gärtner.

Ich habe lächelnd Wort an Wort gereiht
Und ihnen wohl auch Sinn und Klang gegeben.
Ich suchte, ferne von der Menschen Streit,
Aus Tiefen Perlen an das Licht zu heben.

Doch größer ist der schlichte Gärtnermann:
Es sprießen Blumen, wo sein Blick gesonnen.
Und wo der Segen seiner Hände rann,
Da grünen Wiesen um verträumte Bronnen.

Und wo die Marmorsäule sank und barst,
Verhüllt sie nun der Rose Blütenranke:
„Das Leben lebt, doch du bist tot und warst“,
Das ist des Parkes heimlicher Gedanke.

Wir Menschen aber wandeln still einher
Und lassen ganz uns von der Freude tragen.
Der Blick taucht tiefer in der Schönheit Meer,
Und nichts mehr wissen wir als Dank zu sagen.

Walter Dietiker.